



**Mit Präpositionen und Adverbien reisen.
Ein kleiner heimatkundlicher Ausflug**

Veit Günzler

Heimat- und Altertumsverein
Heidenheim an der Brenz e.V.

Jahrbuch

1995/96

Jahrbuch 1995/96
des Heimat- und Altertumsvereins Heidenheim an der Brenz e.V.
Auszug

**Mit Präpositionen und Adverbien reisen. Ein kleiner heimat-
kundlicher Ausflug**

Veit Günzler

Herausgegeben vom Heimat- und Altertumsverein Heidenheim an der Brenz e.V.
Bearbeitet von Helmut Weimert

© Heimat- und Altertumsverein Heidenheim an der Brenz e.V., 1996, eBook-Version 2026

Jeder Aufsatz aus dem Jahrbuch wurde als eBook und PDF aufgearbeitet. Es wurde die Rechtschreibung dieser Zeit belassen. Die Aufsätze sind auf unserer Homepage

<https://hav-heidenheim.de>

zum kostenlosen Download bereitgestellt.

Die neuen Jahrbücher in Buchform werden nur noch in einer kleinen Auflage gedruckt. Die älteren Jahrbücher sind nur noch in wenigen Exemplaren verfügbar. Bei Bedarf bitte beim Vorstand anfragen.

Aus Mangel an Verfügbarkeit der Originalfotografien mussten wir die Bilder aus dem Buch übernehmen, was leider Qualitätsverluste verursacht hat. Sollten wir in irgend einer Weise Zugriff auf die Originalbilder erhalten, werden wir sie ersetzen.

Inhaltsverzeichnis 1995/1996

	Vorträge, gehalten beim 7. Heidenheimer Archäologie-Colloquium am 13. November 1995:
Gerhard Fingerlin	Neues zur Archäologie der Alamannen
Matthias Knaut	Ostwürttemberg im frühen Mittelalter
Stefan F. Pfahl und Martin G. Schinker	Ein gläserner Fischbecher aus Langenau-Göttingen
Gabriele Seitz	Abschied von Sontheim. Rückblick auf die archäologischen Untersuchungen in Sontheim/Brenz – „Braike“
Martin Kreder	Schnaitheimer Pfarrer bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts
Rudi Bahlinger und Martin Kreder	Älteste Schnaitheimer und Aufhausener Familiennamen vor 1600
Michael Friedow	Der Familienname Burr
Peter Michael Sträßner	Sieben Schlüssel zum Wasserschloß von Aufhausen
Ursula Angelmaier	Neues zur Eglinger Pfarrkirche
Bernhard Häck	Eine Felsbildgalerie in Königsbronn, Kreis Heidenheim/Brenz
Günther Paas	Die Turngemeinde Heidenheim, gegr. 1846, in den Revolutionsjahren 1848/49
Alexander Usler	Geschichte der neuen Schranne in Giengen
Karl Müller	Die vermutlich ältesten Aufnahmen von Schnaitheim und deren Informationswert
Markus Baudisch	100 Jahre allgemeine Berufsbildung für Frauen im Landkreis Heidenheim
Veit Günzler	Mit Präpositionen und Adverbien reisen. Ein kleiner heimatkundlicher Ausflug.
Gottfried Odenwald	Georg Elser und Karl Kuch, zwei Königsbronner. Erwägungen zum Hintergrund des Münchener Attentats.
Gerhard Schweier	Heidenheim unter amerikanischer Militärregierung
Martin Hornung	Die Eingemeindung von Oggenhausen vor 25 Jahren
Norbert Pfisterer	Die Lokalzeitung in der Medienlandschaft - Der Leser und das Blatt haben sich gewandelt
Wolfgang Heinecker	Heidenheims neue Mitte - 15 Jahre planen und bauen auf dem Neff-Areal
Helmut Weimert	Neugestaltung des Museums Schloß Hellenstein, Heidenheim
Wolfgang Hellwig	Der Heimat- und Altertumsverein Heidenheim in den Jahren 1995/96
	Autorenverzeichnis

Mit Präpositionen und Adverbien reisen. Ein kleiner heimatkundlicher Ausflug

Veit Günzler

Hört man heute auf Flughäfen oder Bahnhöfen Ansagen und Ankündigungen, fragt man Freunde oder Bekannte nach ihren Urlaubs- oder Ausflugszielen, so fliegen, fahren, gehen sie immer nur einfach nach irgendwo; d. h. diese Präposition muß für alle Ortsveränderungen herhalten, wobei es gleichgültig ist, ob man nach USA oder Oberammergau, nach Mallorca oder Norwegen, nach Ulm oder Bonn fliegt, fährt oder geht.

Da aber die Sprache am sensibelsten und am treffsichersten Veränderungen im Verhalten des einzelnen und der Gesellschaft registriert, ist es interessant, sprachliche Veränderungen gerade im Zusammenhang mit dem Reisen etwas genauer zu untersuchen, wobei im Rahmen dieses Beitrags bei weitem nicht alle Aspekte dargestellt werden können.

Noch in der Zeit bis zum Ersten Weltkrieg gab es im Zusammenhang mit dem Reisen, dem Verreisen, andere Redeweisen; um das einigermaßen überzeugend zu belegen, ist ein kurzer Exkurs in unsere Sprachgeschichte unverzichtbar; denn – wie eingangs angedeutet – in und mit unserer Sprache zeigten sich zu allen Zeiten Lebensumstände, die erst viel später von anderen Disziplinen erkannt wurden. Man denke nur an die zahlreichen Substantive, mit denen in unserer Zeit Partnerschaften zwischen Menschen beschrieben werden!

Innerhalb der Sprachgeschichte ist nun die Mundart das weitaus sensibelste Instrument sprachlicher Mitteilung, wie Martin Heidegger es in seiner Freiburger Universitätsrede 1957 „Hebel – der Hausfreund“ unnachahmlich formulierte: „... Wir könnten meinen, Hebels Dichtung sage, weil sie Dialektdichtung sei, nur von einer beschränkten Welt. Man meint überdies, der Dialekt bleibe eine Mißhandlung und Verunstaltung der Hoch- und Schriftsprache. Solches Meinen irrt. Die Mundart ist der geheimnisvolle Quell jeder gewachsenen Sprache. Aus ihm strömt uns all das zu, was der Sprachgeist in sich birgt.

Was birgt der Geist einer echten Sprache? Er verwahrt in sich die unscheinbaren, aber tragenden Bezüge zu Gott, zur Welt, zu den Menschen und ihren Werken, ihrem Tun und Lassen. Was der Sprachgeist in sich birgt, ist jenes Hohe, alles Durchwaltende, woraus jeglich Ding dergestalt seine Herkunft hat, daß es gilt und fruchtet.

Dieses Hohe und Gültige lebt in der Sprache auf. Aber es stirbt auch mit ihr ab, sobald eine Sprache den Zustrom aus jenem Quell entbehren muß, der die Mundart ist. Darum schreibt er in einem Brief kurz vor dem Erscheinen der „Alemannischen Gedichte“, diese blieben zwar „im Charakter und Gesichtskreis des Völkchens“ (gemeint ist das alemannische), seien aber zugleich „edle Dichtung“.

Was ist dies – „edle Dichtung“? Es ist eine Dichtung, die Adel hat, d. h. eine hohe Herkunft aus dem, was in sich das Bleibende ist und dessen spendende Kraft niemals versiegt. Demgemäß ist Johann Peter Hebel kein bloßer Dialekt- und Heimatdichter. Hebel ist ein weltweiter Dichter ...“

Ein Landsmann Heideggers, Martin Walser, untersucht in einem geistreichen und amüsanten Essay den Brief, den der damalige Bundeskanzler Kiesinger an den „Vorsitzenden Stoph“ geschrieben hat. In diesem Brief heißt es im ersten Satz: „Das deutsche Volk ist gegen seinen Willen heute noch geteilt“ Walser weist nun zwingend nach, daß dieser Satz wörtlich in den Dialekt übersetzt zwar lautet „S ditsche Volk isch gega sin Willa huot no doald“, daß aber der Dialekt niemals so redet, sondern diesen Sachverhalt so ausdrückt: „Mir sind dagega, daß mir all no doald sind“, und dann „kann man das nur sagen, wenn man wirklich dagegen ist, andernfalls lügt man ... Der Dialekt entlarvt das Unhaltbare“ unter dem Aspekt der Mundart. Walser kommt, wie Heidegger, zu dem Schluß, daß der Dialekt, die Mundart, der sogenannten Hochsprache – richtiger: Hochlautung – in allen Belangen sprachlicher Äußerung überlegen ist, was gar nicht überrascht, wenn man erkennt, daß unsere Mundarten eine viel ältere Geschichte haben als das, was wir heute eben mit „Hochlautung“ (am ehesten mit „Bühnensprache“ übersetzbar) bezeichnen.

In der Entwicklung unserer deutschen Mundarten spielen die beiden Lautverschiebungen eine entscheidende Rolle. Die erste Lautverschiebung, die man die „germanische“ nennt (ungefähr 500 v.Chr.) trennte die germanischen Sprachen von den anderen indogermanischen Sprachen – dieses Phänomen soll uns aber in diesen Zeilen nicht weiter beschäftigen – während die zweite, genannt die „hochdeutsche“ (5. bis 8. Jh.) für unser Thema außerordentlich wichtig ist; denn mit ihr und durch sie entstanden die verschiedenen Mundarten in Deutschland. Die Ursache dieser hochdeutschen Lautverschiebung wird wohl immer ein Rätsel bleiben, aber Ablauf und Wirkung dieses Vorgangs, der vom Alpenraum ausging, ist sprach- und lautwissenschaftliches Gemeingut. Die sprachlichen Veränderungen, die also im frühen Mittelalter begannen, betreffen vor allem die Laute p, t, k, womit eine unüberhörbare lautliche Differenzierung verbunden war: Aus „water“ wurde „wazzer“, aus „maken“ wurde „machen“ aus „pund“ wurde „pfund“, ohne daß allerdings die verwandten Laute „pf, ck, ss“ im Bereich dieser

Lautverschiebung untergingen; so kann der Schwabe, wenn er spontan spricht, durchaus richtig „Pferd“ sagen, während der Norddeutsche, oder besser: der „Niederdeutsche“ nur ein „Ferd“ zustandebringt. Dieses ließe sich noch mit unendlich vielen Beispielen belegen, wozu aber im Rahmen unserer Reise mit Präpositionen kein Anlaß besteht. Nur noch dieses zum Beschluß des Exkurses: Die zweite Lautverschiebung verebbte im Verlauf des Mittelalters ungefähr am sogenannten „Weißwurstäquator“, sodaß die angesprochene Differenzierung auf den oberdeutschen bzw. hochdeutschen Sprachraum beschränkt blieb, ergo, es für den Sprachkundigen gar keinen Zweifel daran gibt, daß in jenem auch topographisch „hoch“ gelegenen Teil Deutschlands, zu dem Baden-Württemberg, Bayern, Österreich und die Schweiz zählen, hochdeutsch gesprochen wird, während um Hannover und noch weiter nördlich „niederdeutsch“ oder gar „platt“ gesprochen wird. Manchem Nicht-Schwaben freilich fällt die Zustimmung zu diesem Tatbestand schwer, aber ändern kann man es nicht. Ein cursorischer Blick auch auf die Literaturgeschichte bestätigt diesen Befund auf eindrucksvolle Weise:

Die Blütezeit der „Staufischen Klassik“ um 1200 schuf unter anderem mit der Lyrik Walthers v. d. Vogelweide, mit dem „Nibelungenlied“ und dem „Parzival“ Dichtungen, die sprachlich alle in jener mittelhochdeutschen Mundart geschrieben sind, die unüberhörbar und unübersehbar Anklänge an unsere noch heute ebendigen süddeutschen Mundarten zeigen. Natürlich waren die sprachlich höher entwickelten süddeutschen Mundarten zu differenzierterer Dichtung geeigneter als die von der 2. Lautverschiebung nicht erreichten niederdeutschen Dialekte.

Wieder führte es zu weit, jetzt mit sprachlichen Beispielen den höheren Entwicklungsstand der süddeutschen Mundarten zu beweisen; – die politische Geschichte vor allem des 19. Jahrhunderts war schuld, daß durch die Dominanz Preußens, also Berlins, die süddeutschen Mundarten als bäurisch, tölpelhaft, unterklassig bewertet wurden – noch heute hat kein Schwabe die geringste Chance gegen eine richtige „Berliner Schnauze“, auch hat sich inzwischen bei vielen Schwaben ein Respekt vor denjenigen eingeschlichen, die vermeintlich die besseren Redner sind und die in unserem Nachbarland Bayern schlicht „Preußen“ genannt werden, wobei bei dieser groben Vereinfachung gelegentlich noch ein weiteres Substantiv vor diese „Preußen“ gespannt wird. Diesen im süddeutschen Sprachraum anzutreffenden Minderwertigkeitskomplex konnte auch unser erster Bundespräsident Theodor Heuss nicht wegre-den, obwohl oder weil er aus seiner heimatlichen Mundart, aus seinem schwäbischen Dialekt, nie ein Hehl gemacht hat, was in vielen Anekdoten überliefert ist.

Kommen wir nach diesen unverzichtbaren Vorbemerkungen zum eigentlichen Thema – zu den Präpositionen und zum Reisen. Auch dabei geht es nicht ohne einige Vorbemerkungen ab, die allerdings nicht sprachgeschichtlicher, sondern kultur- und sozialgeschichtlicher Art sind. Das Phänomen des Reisens ist zwar ein unerschöpfliches Thema, aber im Rahmen dieser kleinen Untersuchung genügt es, wenn wir uns über das Reisen vor allem der Mittelschicht in den letzten einhundert Jahren Gedanken machen. Dabei ist festzustellen, daß vor dem 1. Weltkrieg eine Reise über die Grenzen des Oberamts für den Durchschnittsverdiener eine seltene Ausnahme war. Man muß da gar nicht erst an Peter Rossegger, Thomas Mann oder Hermann Hesse erinnern; denn noch gibt es zum Glück Zeitgenossen, die von Reisen in jener Zeit anschaulich erzählen können, und diese Erzählungen sind die Auslöser dieses Beitrags geworden. Reisen leistete man sich höchstens einmal im Jahr, d. h. man konnte es sich nur einmal im Jahr leisten; die restliche Freizeit des Jahres lag zunächst auf den Sonntagen und dann allmählich auch noch auf den freien Samstagnachmittagen, je nach Arbeitszeit in Industrie, Handel und Handwerk.

Es wird jedem Leser einleuchten, das dabei das Wort „Reisen“ ganz klein gedacht werden muß. Haupttransportmittel waren die Beine – der ausgedehnte Spaziergang war bei erträglicher Witterung ein unverzichtbarer Bestandteil des Wochenendes, nicht immer zur ungetrübten Freude der Kinder. Den öffentlichen Nahverkehr gab es zwar – schließlich war Heidenheim ja seit 1864 ans württembergische Eisenbahnnetz angeschlossen – aber flächendeckend war auch dieser Nahverkehr damals nicht. Unter diesem Gesichtspunkt nimmt es nicht wunder, daß der Familienausflug am Wochenende im Grunde nichts anderes war als ein mehr oder minder ausgiebiger Spaziergang, und bei dieser Feststellung setzen nun endlich jene Überlegungen ein, die die Verwendung von Präpositionen zu mehr machen als zu einem zufälligen Sprachgebrauch. Übrigens besaß ein einstmal sehr bekanntes Heidenheimer Brüderpaar nur ein gemeinsames Fahrrad, das, um nach Gussenstadt zu kommen, abwechselnd benützt wurde: Einer fuhr ein Stück los, der andere marschierte auf Schusters Rappen und bestieg das vom Vorfahrer am Straßenrand abgestellte Fahrrad, überholte den Bruder, stellte dann wieder seinerseits das Fahrrad ab u.s.w.

Ebenso zuverlässig ist überliefert, daß junge Burschen an einem freien Sonntag zu Fuß von Heidenheim nach Ulm marschierten, dort sich in der Großstadt umsahen und dann wieder heimwanderten – vor dieser Leistung hat auch noch heutzutage der autofreundlichste Zeitgenosse Respekt!

Jetzt aber endgültig zu den Präpositionen! Es bietet sich an, dazu das ehemalige Oberamt Heidenheim zu untersuchen; d. h., zu fragen, wie drückte man sich in dieser durchaus überschaubaren Region aus, wenn man in ihr unterwegs war.

Ein methodischer Hinweis zu Beginn: Eine einigermaßen lückenlose Dokumentation und Analyse dieses

Sachverhältnis hätte bedeutet, *alle* Orte des Oberamts als Ausgangs- und Zielpunkte von Ortsveränderungen zu untersuchen, und zwar, und dies ist der springende Punkt! – nicht anhand schriftlicher, sondern mündlicher Überlieferung. Dies bedeutete, in allen Gemeinden des Kreises Menschen zu finden und zu befragen, wie Ortsveränderungen mundartlich formuliert wurden, und dieses Projekt lückenlos durchzuführen übersteigt auch die zeitliche Kapazität des Heimat- und Altertumsfreundes, sodaß die vorliegenden Ergebnisse noch durchaus ausbaufähig sind.

Wie schon oben angedeutet, war das auslösende Moment die Erfahrung, daß alte Heidenheimer mich Giengener wissen ließen, daß man eben nicht nur nach Giengen gegangen sei, sondern „nach Geange nei“, und daß sich Präpositionen auch für alle anderen Heidenheim benachbarten Orte finden ließen. Dabei wurde die im ersten Abschnitt angedeutete Tatsache wichtig, daß die Mundart wesentlich mehr Präpositionen zur Verfügung hat als die Hochlautung.

Das größte wissenschaftliche Problem besteht nun darin, die Mundart als Sprache, also nicht als Schreibe, notieren zu können. Natürlich ist durch Fischers „Schwäbisches Wörterbuch“ eine unentbehrliche Hilfe dafür vorhanden, auch bei Sebastian Blaus „Schwäbischen Gedichten“ findet sich eine Art Glossar, ein phonetischer Anhang also, aus dem deutlich hervorgeht, daß es innerhalb des Schwäbischen noch eine Fülle von eigenartigen Mundarten gibt, deren lautliche Unterschiede kaum zu notieren sind – man denke nur an die bekannte Sprachgrenze zwischen Gussenstadt und Gerstetten. Da die vorliegenden Gedanken aber nicht auf die schriftliche Form verzichten können, sei nochmals auf Fischers „Schwäbisches Wörterbuch“ verwiesen, dessen Notationen weitgehend übernommen wurden.

Man stelle sich also jetzt den Kreis Heidenheim mit allen seinen Gemeinden vor, und zwar vor der Gemeindereform, die ja bekanntlich Zusammenschlüsse erzwang, die nicht nur auf helle Begeisterung stießen.

Wir beginnen unsere präpositionale und adverbiale Reise also von der Hauptstadt des Kreises, von Heidenheim, aus.

Es ging:

nach Steinheim „naus“

nach Oggenhausen „nieber“

nach Zang „nauf“

nach Mergelstetten „nonter“

nach Schnaitheim „nauf“

ABER

nach Ulm „nauf“

nach Giengen „nei“.

Bis Schnaitheim sind die Präpositionen ohne weiteres verständlich, aber daß man sowohl nach Schnaitheim und nach Ulm „nauf“ ging, bedarf noch einiger Überlegungen.

Nimmt man *Gerstetten*, eine der größten Gemeinden unseres Kreises, die ja nicht zentral liegt, so werden von dort aus natürlich andere Präpositionen verliehen.

Es ging:

nach „Hoena na“

nach „Gussastadt nieber“

nach „Heuchstetta na“

nach „Geange nom“

ABER

nach Ulm nei

nach Aale hentre.

Von Gerstetten nach Dettingen gab es offenbar keine Verbindung; mein Gewährsmann, ein erstklassiger und grundsolider Heimatforscher, sagte „von Gerstetten ist man nicht nach Dettingen!“ (dies allerdings in schwäbischer Mundart gesagt)

Von Dettingen allerdings ging's:

nach Gerstetten „nauf“

nach Heuchlingen „nom“

nach Heuchstetten „nom“

nach Langenau „nom“

nach „Hoana na“

ABER

nach Ulm „nei“

nach Geange „nei“

Interessant sind die Ausdrücke von Ballmertshofen, auch einer Randgemeinde unseres Kreises. Von dort ging es:

nach Dischingen „nauf“
nach Nattheim „nieber“
nach Eglingen „nieber“
nach Geange „nom“
nach Neres(heim) „nom“
nach Oggenhausen „nom“

ABER

nach Stuttgart na
nach München nei

Im Süden des Kreises, von Brenz aus, ging es:

nach Ulm „nauf“
nach Dillingen „nom“
nach Gundelfingen „nom“

ABER

nach Heidenheim „nonter“

Die Grenzlage zu Bayern legte es nahe, auch diesen Raum wenigstens ein bißchen zu erkunden. Es ging von Lauingen nach Dillingen „na“

nach Gundelfingen „nauf“

ABER

nach München „nei“

Von Staufen aus ging es

nach Dillingen „nei“

nach Lauingen „nei“

nach Oggenhausen „nauf“

nach Ballmertshofen „na“

ABER

nach Geange „nei“

nach Hoidna „nauf“

„aufs Härtsfeld hentre.“

Um noch einmal zum Ausgangspunkt Heidenheim zurückzukehren: ein gleichfalls sehr zuverlässiger Gewährsmann erzählte mir, daß er als erstes, als er nach Oggenhausen kam, erfuhr, daß es von dort aus „auf Hoana“ ging.

Zunächst soll es mit diesen mehr als 40 erkundeten Beispielen genug sein, obwohl bei einer vollständigen „Vernetzung“ noch ein Vielfaches an Beispielen heranzuziehen wäre.

Vom volkskundlichen Aspekt – heute auch „empirische Kulturwissenschaft“ genannt – sind jene Präpositionen und Adverbien am interessantesten, die nicht auf topographische Eindeutigkeiten zurückzuführen sind; d.h. „nauf“ und „nonter“ und „na“ bedürfen keiner Erklärung, sie verstehen sich für den kundigen Heimatfreund von selbst. Deshalb soll unser Augenmerk jetzt auf die verbliebenen „nei“, „nieber“, „nom“, „naus“ und „hentre“ fallen, und da ist beim Fehlen jeglicher wissenschaftlicher Sekundärliteratur höchste Vorsicht geboten, sodaß der Verfasser seine Vorschläge als Thesen verstanden wissen möchte, und Thesen können seit alters widerlegt, ergänzt, berichtigt oder gar verworfen werden.

Beginnen wir mit „nei“.

Mit ihm wird vor allem Giengen und Ulm gewürdigt. Liegt es nicht nahe, daß der Sprachgebrauch noch weiß, daß die Stadt Giengen bis in die zweite Hälfte des 19. Jh. mit Mauern und Türmen umgeben war?

Da auch die große Schutz- und Bruderstadt Giengens, nämlich Ulm, mit diesem „nei“ betreten wird und auch dort bis heute die ehemalige Ummauerung zu entdecken ist, spricht manches für die Theorie, die These, daß sich der Reisende, der Wanderer, wenn er das Tor durchschritten hatte, geborgen, umfassen fühlte – er war tatsächlich in etwas, in einer Stadt, wie es kaum eine andere in seiner ihm bekannten Umgebung gab. Ähnlich stellt sich der Tatbestand von Staufen aus dar, von dem man ebenfalls nach Lauingen oder Dillingen „nei“ ging.

Die Ausdrücke „nom“ und „nieber“ sind im heutigen Sprachgebrauch identisch.

Wenn ich in Ulm am württembergischen Ufer der Donau stehe, kann ich sagen „I gang nach Nei-Ulm nieber – I gang nach Nei-Ulm nom.“

Befragt man allerdings das schon erwähnte „Schwäbische Wörterbuch“, so erfährt man, daß „nieber“ in der Schwäbischen Mundart dann gebraucht wurde, wenn zwischen zwei Städten, Gemeinden, Plätzen ein natürliches Hindernis eine Anhöhe, ein Bergriegel, lag; – daß es von Heidenheim nach Oggenhausen und nach Fleinheim „nieber“ ging, überrascht also nicht, galt es doch etliche Höhenmeter zu überwinden.

In diese Argumentation fügt sich nun lückenlos ein, daß es von Heidenheim nach Steinheim „naus“ ging. Ein immer bewässertes Flußtal war nicht vorhanden; denn sonst hätte man „nauf“ gesagt, und Hindernisse gab es zwischen Heidenheim und Steinheim auch nicht zu überwinden – das „naus“ drückt also den Sachverhalt am überzeugendsten aus.

Die letzte, besonders bemerkenswerte Ortsangabe ist das unübersetzbare „hentre“, womit ein Bewohner Gerstettens oder Dettingen sein Ziel Aalen versah, während die Bewohner des Bachtals dem auch nicht weit entfernten Härtsfeld diesen Ausdruck gönnten. Die Erklärung liegt wohl darin, daß die Verkehrswege zwischen diesen Orten in der Zeit, als die Sprache das Reisen formulieren wollte, noch gar nicht so bestanden, wie wir es gewohnt sind. Um von Gerstetten oder Dettingen nach Aalen zu kommen, mußte man tatsächlich um den Albuch herum; ließ man ihn links liegen, kam man nach Heidenheim, wohin es ja ohnehin „na“ ging. Also mußte man den Albuch rechts liegen lassen, um über Bartholomä ins Remstal zu gelangen – man schlug tatsächlich einen weiträumigen Haken.

Eine besonders interessante Einzelheit über das „hentre“ wurde mir im Zusammenhang mit der Firma Steiff überliefert; ich möchte diese Überlieferung mit einem anderen Dialekt geradezu ein „Schmankerl“ nennen.

Ein großer Teil der „beim Steiff“ oder „en dr steiffe“ beschäftigten Arbeiter kam vom bayrischen Bachtal, und auch viele Heimarbeiter(innen) stammten von dort. Arbeitete nun einer ständig, d. h. voll beschäftigt in der Firma, dann sagte man, er schaffe „drhenta“; d.h. hinter der Burg, wo ja am Schwibbogenplatz der Haupteingang war. War man aber Heimarbeiterin oder Heimarbeiter, dann galt für diese, daß sie „hentre“ schafften, was vielleicht so zu deuten ist, daß diese Arbeitskräfte ihre Ware nicht gleich vorne am Eingang abliefern mußten.

Von *Giengen* aus ging's nach Ulm „nauf“ – auf das „nei“ konnte man ja mit reichsstädtischem Stolz verzichten, nach Hohenmemmingen (man sagte natürlich nur „Memminga“) ging man „naus“ nach Gerschweiler „na“ und – doppeldeutig ohne vorangestellte Präposition – „Bachhagel zuo“, womit auch der Friedhof gemeint war, der ja Ziel der letzten Reise ist.

Wir kehren zur Kreisstadt zurück: daß es sowohl von Oggenhausen aus als auch von den im Tal liegenden Gemeinden „auf Hoina“ ging, hat sicher damit zu tun, daß in dieser Stadt alle wichtigen Behörden waren bzw. sind. Noch heute geht man (nicht nur in Heidenheim) *aufs* Rathaus, *aufs* Finanzamt, *aufs* Gesundheitsamt, *aufs* Landratsamt, *auf* „d'Boscht“, womit wahrscheinlich obrigkeitsstaatliches Denken verbunden ist; denn „auf“ deutet ja Höhe an und fühlten sich die Untertanen des 18. und 19. Jahrhunderts nicht als solche, wenn sie mit Ämtern wie den genannten zu tun hatten? – man verband die Stadt sprachlich mit den dort befindlichen Ämtern.

Fürs erste sei es genug. Wie gesagt, dieser Ausflug hat vor allem die Absicht, sprachliche Schönheiten unserer Heimat wenigstens theoretisch zu retten – eine Wiederbelebung ist nicht möglich. Im Zeitalter der Düsenjets mag ja ein Parlamentarier von Brüssel schnell mal nach New York „nieber“-fliegen, aber Geborgenheit, Vertrautheit mit seiner Umgebung wird er nicht haben können, und unsere Adverbien und Präpositionen können es (leider) nur noch in der Erinnerung weiterleben lassen!

Bedenkt man, daß die Präpositionen sprachgeschichtlich aus den Adverbien entstanden sind und daß diese wiederum dazu benützt wurden, um Fernes nah, Fremdes verständlich, Unbekanntes bekannt und Unverständliches begreifbar zu machen, dann wird einem klar, daß beide – Adverbien und Präpositionen – die Welt so beschreiben wollten, daß der Mensch sich in ihr behaust fühlt, sich zuhause wußte. Der behauste Mensch aber braucht Heimat, und Heimat erweist sich am genauesten, am emotionalsten in der Heimatsprache, in der Mundart, im Dialekt. So verstanden gehören Mundart und Dialekt zur Identität des Menschen, und die Frage nach der Identität gehört gewiß zu den Kernfragen unseres Jahrhunderts.

Nachwort

Es würde zu weit führen, all denjenigen namentlich zu danken, die mich bei diesem Ausflug be- und geleitet haben. Es ist gewißlich wahr, daß ohne diese Begleitung eine volkskundliche Arbeit nicht möglich ist – daher Ihnen allen von der Alb und vom Härtsfeld, von Stadt und Land, von daheim und auswärts herzlichen Dank für die vielen Einzelheiten, die Sie mir erzählten, auch für die vielen Anekdoten und Erlebnisse, die Sie mich wissen ließen, obwohl sie keinen direkten Eingang in diese Zeilen gefunden haben. Ich hatte den erfreulichen Eindruck, daß viele Gesprächspartner auf der Suche nach den Präpositionen und Adverbien auch ihren Spaß hatten – so war und ist unsere Arbeit wenigstens nicht ganz umsonst gewesen.

Literaturverzeichnis:

Der große Duden. Die Grammatik der deutschen Gegenwartssprache (Mannheim 1959).

Duden. Die deutsche Rechtschreibung (Mannheim 20. Aufl. 1991).

Blau, Sebastian: Die Schwäbischen Gedichte. Gesammelt, befürwortet und herausgegeben von Josef Eberle (Stuttgart 1947).

Erben, Johann: Abriß der deutschen Grammatik (Berlin 1961).

Fischer, H./Taigel, H.: Schwäbisches Handwörterbuch (Tübingen 1986).
GdS (Hrsg.): Der Sprachdienst. Diverse Hefte (Wiesbaden).
Heidegger, Martin: Hebel – der Hausfreund (Pfullingen 1967).
Mitzka, Walther: Deutsche Mundarten (Heidelberg 1943).
Wais, Julius: Albführer, Bd. 1 (Stuttgart 1954).
Walser, Martin: Heimatkunde. Aufsätze und Reden (Frankfurt 1968).